

Im Anfang war der Mord

Juden und Judentum im Detektivroman

Im klassischen Detektivroman wird Religion immer wieder thematisiert, und gerade der Umgang mit Juden und Judentum in dieser (trivialen) Literaturgattung wirft viele Fragen auf. Zu unterscheiden sind zunächst Selbst- und Fremdbilder, denn natürlich gibt es zahlreiche israelische und amerikanische Romane, die von jüdischen Autorinnen und Autoren verfasst wurden; exemplarisch genannt seien Batya Gur (1947–2005), deren Inspektor Michael Ochajon seinen Dienst bei der Mordkommission der Jerusalemer Polizei versieht, und Faye Kellerman (*1952), die mit dem kalifornischen Ermittler- und späteren Ehepaar Pete Decker und Rina Lazarus spannende Kriminalfälle und religiös-kulturelle Exkurse verknüpft. Diese Strategie eines interreligiösen Dialoges in Krimiform verfolgte Harry Kemelman (1908–1996) bereits in den 1960er/70-er Jahren, indem er seinem Protagonisten Rabbi Small einen katholischen Counterpart in Person von Polizeichef Lanigan an die Seite stellte. Die beiden Detektive führen Diskussionen um Glaubens- und Konfessionsfragen, die nicht zuletzt eine didaktische Funktion erfüllen: die Leser sollen aufgeklärt und Vorurteile abgebaut werden.

Aber wie ist der europäische Umgang mit Juden und Judentum im Detektivroman seit 1933/1945? Wie positionieren sich nicht-jüdische Autoren, gibt es überhaupt jüdische Figuren, oder muss hier vielmehr von einer Abwesenheit des Jüdischen gesprochen werden?

Vor 1933 finden sich verschiedene jüdische Figuren in Detektivromanen, wobei »der Jude« oftmals stellvertretend für »das Fremde« oder »das Andere« steht; zugrunde gelegt wird oftmals eine Verknüpfung von Physiognomie und Charaktereigenschaften, denn »Juden schienen [...] bereits aufgrund ihrer physischen Erscheinungsform ein »Wesen« zu besitzen, das den Werten und ethischen Auffassungen, die in den bürgerlichen Gesellschaften vorherrschten, entgegengesetzt sein musste« (Klaus Hödl). Die Schlüsselfrage bleibt, inwieweit diese (teilweise unreflektierte) Stereotypisierung nach der Shoa weitergeführt wurde.

In Friedrich Dürrenmatts Kriminalroman *Der Verdacht* (1952) begegnet uns einer der ersten Juden »nach Auschwitz«. Auf der Suche nach einem ehemaligen KZ-Arzt bittet Kommissar Bärlach einen Bekannten um Unterstützung: den Juden Gulliver, der zahlreiche Konzentrationslager überlebt hat und als Riese, »in einem alten fleckigen und zerrissenen Kaftan« beschrieben wird. Die deutlich sichtbaren Spuren der nationalsozialistischen Folter haben Gulliver aber nicht stigmatisiert, sondern ihn zu einem »Richter aus eigenen Gesetzen« gemacht, der »in jedes Land [kommt], wo es noch gemarterte und verfolgte Juden gibt«. Als Ahasver,

als »ewiger Jude«, wie er sich selbst bezeichnet, führt er ein »Leben nach dem Tode«, ohne Aussicht auf die eigene Erlösung, aber entschlossen, an der Erlösung seines Volkes mitzuwirken: »es war, als trüge [...] der Jude die ganze Welt auf den Schultern, die Erde und die Menschheit«. In diese jüdische Identität Gullivers ist der Bruch der Zivilisationsgeschichte in ihrer ganzen Komplexität und Widersprüchlichkeit eingeschrieben.

Dürrenmatts Ansatz hat nur wenige Nachfolger gefunden, so sind im europäischen Detektivroman der vergangenen Jahrzehnte kaum jüdische Figuren zu finden. Erst in den letzten Jahren ist eine andere Tendenz erkennbar, die allerdings sehr unterschiedlich zu bewerten ist. Ein interessantes Experiment hat die



»Der Tod Abels«, Holzstich von Héliodore Pisan, 1865

türkische Journalistin und Schriftstellerin Esmahan Aykol (*1970) mit ihrer Amateurmittlerin, der lebens- und abenteuerlustigen Buchhändlerin Kati Hirschel, gewagt. Fast nebenbei ist zu erfahren, dass diese einen deutsch-jüdischen Vater hatte, der während des Nationalsozialismus im türkischen Exil als Juraprofessor tätig war. Die Familie kehrte nach dem Krieg zwar dauerhaft nach Berlin zurück, aber Kati Hirschel entscheidet sich später wieder für ein Leben in der Türkei, denn, so erklärt sie im ersten Roman dieser Reihe, *Hotel Bosphorus* (2001), »Istanbul ist der einzige Ort auf der Welt, dem ich mich zugehörig fühle«. Und nach ihrer Identität gefragt,

antwortet sie: »Da habe ich einen dicken türkischen Pass, aber ich bin in der Türkei dennoch Deutsche. Eine Deutsche, die gut Türkisch spricht. Und wenn ich in Deutschland lebe, bin ich trotz meines deutschen Passes und meiner katholischen Mutter Jüdin.« Kati Hirschel ist eine moderne Großstädterin, die ihre jüdischen Wurzeln als Teil einer ohnehin komplexen interkulturellen Identität begreift, und sich damit mühelos in das quirlige Leben einer multiethnischen und multikonfessionellen Metropole integriert.

Der 2009 in deutscher Übersetzung erschienene Detektivroman »Ariel. Mord vor Jom Kippur« (2004) des finnischen Schriftstellers Harri Nykänen (*1953) geht in eine ganz andere Richtung: Der finnisch-jüdische Kommissar Ariel Kafka kämpft sich in Helsinki durch eine auch für den Leser recht unübersichtliche Mischung aus Drogenhandel und Gewaltverbrechen und enttarnt schließlich den scheinbar allgegenwärtigen israelischen Geheimdienst Mossad als Drahtzieher hinter den Morden an arabischstämmigen Migranten. Erschreckend ist hier aber weniger die Handlung als der vollkommen unreflektierte Umgang mit Stereotypen. So beschreibt sich Kafka selbst als »dunklen Typ« und begründet das gegenüber einer Zeugin mit dem Satz: »Ich bin Jude«. Seine Zugehörigkeit zur jüdischen Gemeinde, die jüdischen Riten und Feiertage sowie die ermittlungstechnischen Abstecker der Polizei ins jüdische Kultur- und Sozialleben werden aus einer voyeuristisch-exotischen Perspektive geschildert, und die überwiegend wohlhabenden Juden bilden den negativen Gegenpol zu der armen, aber redlichen Welt der arabisch-muslimischen Minderheit.

Festzuhalten ist, dass sich in den jüdischen Identitäten im Detektivroman eben jene komplexe Mischung aus Vorurteilen und Antisemitismen einerseits sowie Reflexion und Vergangenheitsbewältigung andererseits widerspiegelt, von der die europäisch-jüdische Geschichte seit Jahrhunderten, und seit der Shoa insbesondere, bestimmt wird. Wird der Detektivroman aber als Seismograph einer allgemeingesellschaftlichen Stimmungslage gelesen, so ist, ganz im Sinne von Sherlock Holmes, die analytisch-rationale Aufklärungsgabe eines jeden Lesers bei der Entdeckung stereotypisierter und eindimensionaler »Judenbilder« gefragt.

Anna-Dorothea Ludewig

Gekürzte Fassung eines Beitrages für »Die Welt« vom 30.4.2010. Der von der Autorin herausgegebene Band »Im Anfang war der Mord. Juden und Judentum im Detektivroman« erscheint im Herbst 2011 im be.bra Verlag, Berlin.

Zwischen Kulturen unterwegs

Im Gespräch mit Gast-Professor Eliezer Ben-Rafael aus Tel Aviv

Professor Ben-Rafael, mehr als 30 Jahre haben Sie schon als Soziologe gelehrt und geforscht. Was waren die für Sie spannendsten Forschungsfelder und -projekte?

Als akademisch verankertem Soziologen fällt mir die Antwort schwer. Im Allgemeinen bin ich unabhängig genug, um Forschungsthemen, die von besonderem Interesse für mich sind, auch selbst auszuwählen. Ob nun »Sprache und Identität«, »Transnationalismus«, »Jüdische Emigration« oder »Transformation der Kibbutzim« – ich habe kein Beliebtheits-Ranking.

Besteht bei so einer relativen Fülle von Themen denn nicht die Gefahr, irgendwann nicht mehr tief und detailliert genug in die Materien einzudringen?

Da beschreiben Sie ein Dilemma, das die meisten Sozialwissenschaftler, die permanent in der Forschung arbeiten, irgendwann für sich selbst lösen müssen: Einem einzelnen Thema völlig auf den Grund gehen zu wollen, oder einen bestimmten Bogen verschiedener Problemgegenstände zu untersuchen. Ich selbst gehöre zu den Wissenschaftlern, die eher eine Perspektive hin zu Problem-Synthesen bevorzugen, und weniger die Konzentration auf wenige, eng eingegrenzte Aspekte.

Sie haben sich in Israel und anderen Ländern viel mit der Entstehung und den Perspektiven von multikulturellen Gesellschaften auseinandergesetzt. Vor 30 Jahren gab es viel Sympathie für Konzepte von Multikultur, heute äußern sich Politiker recht pessimistisch und verweisen auf den Trend hin zur »Parallelgesellschaft«. Wie ist Ihre Sichtweise auf das Problem?

Ich bin kein Politiker, sondern Soziologe. Von daher verbietet sich ein Werturteil über »gute« oder »schlechte« Trends. Fakt ist natürlich, dass multikulturelle Entwicklungen in der westlichen Welt heute mit einer hohen Dynamik ablaufen und die Realität dieser Welt auch deutlich verändern. Religion und Nationalismus sind in der Mehrheitsgesellschaft eher an den Rand geraten, infolge neuer, sozialer wie kultureller Spannungen kann ihre Bedeutung aber auch rasch wieder zunehmen. Offensichtlich betreten wir eine Ära von Diskontinuitäten.

Einige Jahre lang haben Sie zur russischsprachigen jüdischen Emigration nach 1989 geforscht. Ist die Integration dieser Gruppe in Israel erfolgreich verlaufen?

Durch die post-sowjetische Alijah ist die israelische Bevölkerung um fast 20 Prozent gewachsen. Andere Aufnahmegesellschaften wären bei so einer Dimension möglicherweise kollabiert. Nicht so in Israel. Sicher, viele Erwartungen und Träume der Zuwanderer sind in der ersten Generation eine Illusion geblieben, dennoch

haben nur 5-7% der Immigranten das Land wieder verlassen. Eine vergleichsweise geringe Quote, und umgekehrt: Ein offensichtlicher Erfolg der Integrationsbemühungen.



Während der Regierungszeit von Ariel Sharon waren Sie damit beschäftigt, strukturelle, soziale und auch ideelle Transformationen in den israelischen Kibbutzim zu untersuchen – in jenen ursprünglich sozialistischen Kooperativen also, die als unverzichtbare Bausteine beim Aufbau des Staates Israel galten. Die Ergebnisse flossen in den so genannten Ben-Rafael-Report ein. Was ist vom ursprünglichen, eher sozialistischen Konzept noch geblieben?

75 Prozent der Kibbutzim in Israel haben gravierende Veränderungen durchlaufen, aber sie existieren nach wie vor. Einige Prinzipien sind in der Tat unantastbar geblieben, und das macht sie – trotz aller Veränderungen – für ganz verschiedene Bevölkerungsgruppen nach wie vor sehr attraktiv. Zum Beispiel ist da die gegenseitige Verantwortung der Mitglieder. Jeder behält seinen Platz zum Wohnen und Leben, das Recht zu arbeiten, ein garantiertes Einkommen – unter allen möglichen Bedingungen – und garantierte Bildung für die eigenen Kinder. Dies ist, in der Gesamtheit gesehen, weit mehr als das, was moderne Wohlfahrtsstaaten anbieten. Grundlegende Prinzipien der direkten politischen Mitbestimmung sind in den Kibbutzim ebenfalls erhalten geblieben.

Auch am Thema »Moderne Jüdische Identitäten« sind Sie sehr intensiv dran. Gibt es in unseren Tagen noch ein Minimum an gemeinsamen Nennern, welches Juden weltweit miteinander verbindet?

Was Juden heute zusammenhält, ist die gleiche Art von Fragestellungen – wohlgerneht: nicht die Art der Antworten. Eine der Kernfragen im heutigen Judentum ist die nach der Verbundenheit mit der jüdischen Gemeinschaft. Die andere Kernfrage ist jene nach der Singularität des Judentums. Einige sehen sie in der Religion, andere eher in der Ethnizität, in der Kultur, in der Geschichte. Entscheidend ist, dass die Fragen gestellt werden, und natürlich gibt es – als gemeinsamen Nenner – nach wie vor ein ganzes Reservoir an Symbolen und Ritualen, vor allem auch in Verbindung mit jüdischen Festen. Das dritte, verbindende Glied ist die Verbindung zwischen Israel und der Diaspora. Auch die kann sehr unterschiedlich ausfallen, aber man hat eben genau diesen Referenzpunkt. Das betrifft den Chassiden in Antwerpen genauso wie den israelischen Armeemoffizier oder den jüdischen IT-Experten im Silicon Valley.

Das Sommersemester 2011 bestreiten Sie als Gastprofessor am Kollegium Jüdische Studien und am Moses Mendelssohn Zentrum in Potsdam. Gibt es spezielle Pläne und Erwartungen?

Ich freue mich, dass meine Lehr- und Forschungsthemen – gerade auch solche zur heutigen israelischen Gesellschaft und zu modernen jüdischen Identitäten – hierzulande auf Interesse stoßen. Daneben freue ich mich aber auch, im Berliner Raum so genannte »Linguistic Landscapes«, d.h. Sprachräume und Sprachtransformationen bei verschiedenen ethno-kulturellen Gruppen studieren zu können. Meine Frau und ich haben auf diesem Gebiet schon in Israel und in Brüssel geforscht, und der Vergleich mit Berlin wird sicherlich sehr spannend.

Das Gespräch führte Olaf Glöckner

Zur Person

Eliezer Ben Rafael wurde 1938 in Brüssel geboren. 1956 wanderte er nach Israel aus. Über viele Jahre hinweg war er Mitglied im Kibbutz Hanita. Seit 1980 lehrte er Soziologie an der Tel Aviv University, zuvor auch an der Hebräischen Universität in Jerusalem. Nach seiner Emeritierung wandte er sich neuen Forschungsthemen wie der russisch-jüdischen transnationalen Diaspora zu. Professor Ben-Rafael fungierte als Präsident des »International Institute of Sociology«, und er war Mitbegründer des Forschernetzwerkes »Klal Yisrael« (Tel Aviv). Eliezer Ben Rafael ist mit der Linguistin Miriam Ben-Rafael verheiratet, das Paar hat zwei Kinder und fünf Enkelkinder.

Dinge, die einem demokratischen Volk schwerfallen

Liberaler Demokratie und Krieg als Mittel der Politik

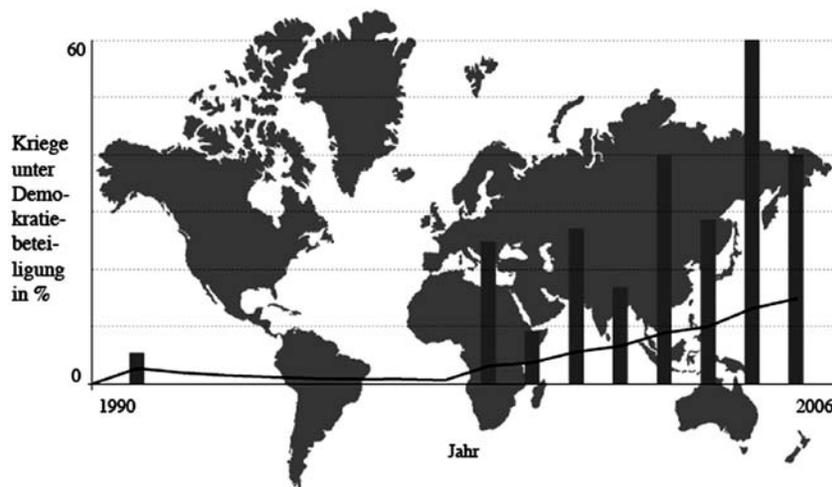
Mit dem Ende des Ost-West-Konflikts zu Beginn der 90er Jahre des letzten Jahrhunderts schien die Realität einer friedlichen Zukunft greifbar nahe. Angesichts des Wegfalls der real-sozialistischen Alternative galt das liberale Ordnungsmodell, repräsentiert durch die westlichen liberal-demokratischen Staaten, als historisch verbürgter Sieger der Geschichte. Eine stabile Welt, so die Annahme, konnte und musste auf den liberalen Vorstellungen von Rechtsstaatlichkeit und Demokratie beruhen. Gestützt wurde diese durch einen außergewöhnlichen empirischen Befund und seine theoretische Ausdeutung: Demokratien führen untereinander (fast) keinen Krieg!

In Forschung und Praxis weckte dieser Befund unter dem Stichwort »Demokratischer Frieden« die Hoffnung, dass externe Demokratisierung eine wirksame Strategie zur Friedenssicherung sein könne. Theoretisch begründet wurde diese Hoffnung mit der Hypothese, dass Demokratien untereinander keine Kriege führen, gerade weil sie Demokratien sind. Ihre politische Kultur friedlicher Konfliktbeilegung und ihre institutionellen Gegebenheiten wirkten gewalthemmend auch im Agieren der Demokratien nach außen. Diese Annahme impliziert, Demokratien seien grundsätzlich friedfertiger als andere politische Systeme. Statistisch gesehen sind Demokratien, auch wenn sie gegeneinander keine Kriege führen, jedoch vergleichbar häufig in militärische Auseinandersetzungen involviert, wie Staaten anderen Herrschaftstyps untereinander. Für diese Auffälligkeit demokratischen Außenverhaltens im internationalen System, den sogenannten »empirischen Doppelbefund«, bedarf es noch immer theoretischer Erklärung.

Im wissenschaftlichen und politischen Diskurs erlangte die These vom Demokratischen Frieden dennoch außerordentliche Prominenz. Demokratisierung gilt inzwischen als Schlüsselstrategie der Außen-, Entwicklungs- und Sicherheitspolitik westlicher Demokratien und hat den Status eines Paradigmas. Seit den 1990er Jahren greifen Demokratien verstärkt zum Einsatz militärischer Mittel - auch mit dem offiziellen Ziel der Durchsetzung explizit demokratischer Normen. Prominente Beispiele hierfür sind der Krieg gegen die Bundesrepublik Jugoslawien 1999, der Krieg in Afghanistan seit 2001, im Irak 2003 sowie die gegenwärtige Intervention unter NATO-Führung in Libyen.

Diesem Problemkreis wendet sich die Dissertation zu. Im Mittelpunkt der Untersuchung steht die kritische Auseinandersetzung mit jüngsten Ansätzen zu einer Theorie des Demokratischen Krieges, die von einer demokratiespezifischen Neigung zur Anwendung militärischer Gewalt ausgeht. Die Theorie untersucht

inhärente demokratische bzw. liberale Kontexte für die Anwendung von Gewalt seitens Demokratien. Ihr zufolge gibt es Gründe für äußere Gewaltanwendung, die für Demokratien, aber nicht für Nichtdemokratien typisch sind; sie zeigen sich in spezifischen Anreizen zum Einsatz militärischer Mittel (z.B. lückenhafte Institutionalisierung kollektiver Friedenssicherung), speziellen Legitimationsmustern (z.B. Menschenrechtsschutz, Demokratisierung) und mit liberalen Weltbildern korrespondierenden Bedrohungsvorstellungen (das »nicht-liberale Andere«) sowie spezifischen Arten der Kriegsführung (die Intervention in bereits laufende Konflikte). Grundlage dieser These ist die im Wesentlichen aus der politischen Philosophie



Immanuel Kants abgeleitete Annahme einer fundamentalen Ambivalenz des Liberalismus, welche darin besteht, dass sich aus ihm a priori die gleiche Legitimität sowohl einer pazifistischen als auch einer militanten Position ableiten lässt. Der empirische Doppelbefund soll damit zurückgeführt werden auf die strukturierenden Wirkungen von liberal-demokratischer politischer Kultur und ambivalenter liberaler Ideologie.

Die aktuell vorliegenden empirischen Befunde lassen Überlegungen dieser Art zwar durchaus plausibel erscheinen, letztlich können diese jedoch erst vor dem Hintergrund weiterer Forschung, insbesondere der Untersuchung des Gewaltverhaltens von Nichtdemokratien, angemessen bewertet werden. Es bleibt also offen, inwiefern nicht jede Ideologie (im weitesten Sinne) sich auf in der Gesellschaft verankerte Werte und Normen beruft, um den Einsatz militärischer Gewalt zu legitimieren. So ist letztlich uneindeutig, was genau aus begrifflicher Perspektive »demokratie- bzw. liberalismusspezifische Neigung zur Anwendung von Gewalt« bedeutet.

In systematischer Hinsicht, so die zentrale Annahme des Dissertationsprojekts, greift die ausschließliche Bezugnahme auf die politische Philosophie Immanuel Kants zur Bestimmung der das Verhalten von Demokratien strukturierenden ambivalenten liberalen Ideologie zu kurz. Nicht nur die Forschung zum Demokratischen

Frieden, sondern auch die zum Demokratischen Krieg, unterliegen daher einer systematischen Verengung ihrer grundlegenden Prämissen. Mittels einer historisch-systematischen Aufarbeitung unterschiedlicher normativer Liberalismuskonzeptionen soll geprüft werden, ob unterschiedliche Ausdeutungen dessen, was als liberale Ideologie zu verstehen ist, nicht zuletzt auch unterschiedliche Auswirkungen auf die Ambivalenzthese haben. Ergänzt wird die Diskussion um eine empirische Analyse des internationalen Gewaltverhaltens von Demokratien seit 1945, unter besonderer Berücksichtigung des Zeitraumes ab 1990.

Sollte sich der Gedanke von einer demokratiespezifischen Neigung zur Anwendung militärischer Gewalt erhärten lassen, wäre dies ein alarmierender Befund. So legt die Theorie des Demokratischen Krieges ein aus demokratiespezifischen Feindbildern und dementsprechenden Bedrohungskonzeptionen resultierendes spezifisch demokratisches Sicherheitsdilemma nahe, mit dessen Zuspitzung gerechnet werden muss, sollte sich militärische Gewalt als legitimes Mittel einer liberalen Ordnungspolitik etablieren. Aber auch die in einer Reihe westlicher Demokratien zu beobachtenden Tendenzen hin zu einer Verschärfung der Konzeptionen von innerer

und äußerer Sicherheit, werfen die Frage nach Rückwirkungen der gegenwärtigen Interventionspraxis demokratischer Staaten auf die Demokratien selbst auf. Gerade in Hinblick auf mögliche zukünftige globale konfliktträchtige Herausforderungen an Demokratien (Folgen klimatischer Veränderungen, Ressourcenknappheit) erscheint ein Verständnis der inneren Zusammenhänge und Selbstgefährdungen offener Gesellschaften durch gewaltsame Konflikte als notwendig. Und so gilt es im Verhalten heutiger Demokratien auch einer Ambivalenz nachzuspüren, die der französische Demokratietheoretiker Alexis de Tocqueville bereits 1835/40 in seiner Analyse zur amerikanischen Demokratie formulierte: »Zwei Dinge gibt es, die einem demokratischen Volke immer schwerfallen werden: einen Krieg anzufangen und ihn zu beenden.«

Valerie Waldow



Valerie Waldow studierte an den Universitäten Leipzig und Magdeburg Philosophie und Friedens- und Konfliktforschung. Sie promovierte an der Universität Magdeburg und ist seit November 2010 Stipendiatin im Walther-Rathenau-Kolleg.

Die Katze von Kampen

Die Potsdamer Ausstellung über Valeska Gert strahlte über die Grenzen Brandenburgs hinaus

Nachdem man das Dachgeschoss im Haus der Brandenburgisch-Preußischen Geschichte erklommen hat – dort präsentiert das MMZ seit 19. April eine Ausstellung über Valeska Gert –, fällt der Blick automatisch auf ein überdimensional großes Porträt der Protagonistin, das sich am Ende des Raumes befindet. Als dieses Porträt 1975 von Ulrike Ottinger aufgenommen wurde, war Valeska Gert 83 Jahre alt, das war drei Jahre vor ihrem Tod. Mit Hut und hinter schwarzer Sonnenbrille schaut sie verschmitzt auf ihr Gegenüber und es scheint, als könne sich der diesseitige Betrachter kaum diesem (verborgenen) Blick entziehen. Diesen Eindruck teilten viele Gäste während der Eröffnung. Und nicht wenige, die Valeska Gert noch persönlich kannten, bestätigten, dass von dieser einzigartigen Frau bis ins hohe Alter eine starke Anziehungskraft ausging. Der Schauspieler Peter Penewsky, der aus Texten von Gert und ihren Wegbegleitern vorlas, erzählte von seiner ersten Begegnung mit ihr. Er war damals 17 Jahre alt und durch den bekannten Fotografen Herbert Tobias, von dem ebenfalls einige Porträts in der Ausstellung hängen, persönlich mit ihr bekannt gemacht worden. Und obwohl sie sie nicht mehr persönlich kennengelernt hat, betonte Désirée Nick, die eine klassische

Tanzausbildung absolvierte, ihre tiefe Bewunderung für die grande dame des Ausdruckstanzes.

Bereits zwei Wochen vor Ausstellungsbeginn berichtete die Sylter Zeitung unter der Headline »Erinnerungen an die ›Katze von Kampen‹« über die Aktivitäten in Potsdam. Der Verfasser, Bernd Philipsen, verwies dabei auf Valeska Gerts Beinamen »Katze von Kampen«, den sich die »berühmt-berüchtigte« Tänzerin, die bereits in den 1920er-Jahren Sylt und das damals noch wenig mondäne Dorf Kampen für sich entdeckte, nach ihrer Rückkehr auf die Insel erworben hatte. Seit 1951 betrieb Valeska Gert im Wuldeweg, in ihrem Kampener Sommerhaus, den legendären »Ziegenstall«, ein »Nachtlokal«, das sich binnen kurzer Zeit zu einem beliebten Künstler- und Szene-Treff entwickelte und das sie bis zu ihrem Tod 1978 betrieb. Dem Appell des langjährigen »Internationalen Frühschoppen«-Gastgebers und Gert-Verehrsers Werner Höfer: »Bitte, liebe Valeska Gert, halten Sie Wort. Setzen Sie sich hin und schreiben Sie auf, was Sie sonst im Gespräch den Zuhörern anvertrauen. An die Arbeit, lassen Sie die Katze aus dem Sack«, folgte

sie und veröffentlichte 1973 ein Buch, in dem sie Erinnerungen und Reflexionen ihrer Kampener Jahre niederschrieb. Der Titel dieser Memoiren lautet »Die Katze von Kampen«. In der Ausstellung befindet sich ein Porträt von Herbert Tobias, das Valeska Gert im Ziegenstall zeigt, an der Wand blickt ihr eine kleine

wenige Nachgeborene und erklärte Vorbilder, u.a. der Pantomime Marcel Marceau, sich auf Vorläufer bzw. Impulsgeber wie Valeska Gert zu berufen.

Dass Valeska Gert ihre Zeitgenossen fasziniert und inspiriert hat, belegen viele Quellen. Bert Brecht sah in ihr die Verkörperung seiner Vorstellung von epischem Theater: »Das, was Sie machen, darauf will ich hinaus.« Und auch Kurt Tucholsky alias Peter Panter schrieb begeistert Rezensionen über ihre Tanzauftritte: »Tanzte sie? Tanzte Valeska Gert? Daß sie es kann, steht außer allem Zweifel. Daß sie viel mehr kann, auch. Sie benutzt die Technik – wie sichs gehört – als reale Unterlage der Phantasie. Nein, sie tanzte nicht nur. Sie schüttete ein Füllhorn voll Menschen vors Parkett: Japaner und Seiltänzer und Jongleure und Zirkusreiterinnen und Ringkämpfer und Kuppelmütter und Spanierinnen und wer weiß wen noch alles. [...] Nun, wenn die Gert ›Ballett‹ tanzt, dann ist von der Dell'Era nicht mehr viel übrig – so leer, so gespreizt, so engagiert, so flirrend decouvriert sich eine antiquierte Angelegenheit. Sie



Ein Magnet in der Ausstellung: Grande Dame oder vielleicht doch älteres enfant terrible? Valeska Gert, porträtiert von Ulrike Ottinger

gemalte Katze über die Schulter. Vermutlich wurde das Bild nicht bewusst so inszeniert, illustriert aber ganz wunderbar den Kontext.

Auch das Hamburger Abendblatt berichtete am Eröffnungstag überregional von der Gert-Ausstellung, wobei diese mit ihrem Titel »Eine wie Kinski« die Vorzeichen vertauschte, denn Valeska Gert war es, die das Potential des jungen noch unbekanntes Schauspielers früh erkannte – und ohne die Gert wäre der Kinski vielleicht nicht der Kinski geworden. Dieses Phänomen der umgekehrten Vorzeichen ist jedoch bezeichnend, und das zeigt auch die Ausstellung nur zu deutlich: so wie der moderne Ausdruckstanz heute als erstes mit dem Namen Mary Wigman in Verbindung gebracht wird (und Valeska Gert, die Pionierin des Grotesktanzes, meist mit keiner Silbe Erwähnung findet), so versäumten es nicht



Die Gesichter der Valeska Gert, inklusive der »Katze von Kampen« (unten)

entlarvt, was sie tanzt. Und im »Ballett« zertanzte sie – zum großen Ärgernis zweier hinter mir sitzender Geheimen Oberrechnungsratswitwen – Potsdam.« Bislang haben die Potsdamer Ausstellungsbesucher noch keinen Ärger über die Gert kundgetan. Wir werden nach Ende des Ausstellungszeitraums im Gästebuch nachschlagen, was überwog, die Begeisterung oder das Unverständnis.

Elke-Vera Kotowski

»Reise nach Jerusalem...«

Die Malerin Michaela Classen versucht, mit ihren Bildern dem Leben jüdischer Kinder nachzuspüren

In der Halberstädter Klausssynagoge wurde am 10. April 2011 die Ausstellung »Reise nach Jerusalem...« mit Arbeiten der Essener Malerin Michaela Classen eröffnet. Fotos von in Frankreich deportierten jüdischen Kindern bilden die Grundlage für Porträts, die den Charakter der einzelnen Kinder erfassen. Im Lauf der vergangenen drei Jahre sind rund fünfzig, zum Teil großformatige, Bilder entstanden. Und Michaela Classen arbeitet weiter.

Aus Halberstadt sind 23 Kinder und Jugendliche am 12. April 1942 deportiert worden. Auf den »Steinen der Erinnerung« vor dem Halberstädter Dom finden sich ihre Namen. Der prominente Ort vor dem Dom wurde für das Mahnmal gewählt, da das dort gelegene Einwohnermeldeamt der Sammelpunkt für die Deportation war. 150 Menschen wurden an diesem Weißen Sonntag 1942 in ein Sammellager nach Magdeburg und von dort am 14. April in das Warschauer Ghetto transportiert.

Es war weder den Familien gelungen, ins Ausland zu emigrieren, noch konnten die Kinder und Jugendlichen durch Kindertransporte nach England oder durch die Jugend-Aliyah nach Palästina gerettet werden. Wenige Zeugnisse lassen einen Blick auf die Situation vor dem 12. April zu. Erhalten sind einige Postkarten nach England, die die Zurückgebliebenen an die 1939 mit einem Kindertransport nach England gerettete Lilly Cohn schrieben. Im Juli 1939: »Liebe, kleine Lilly! Deine Briefe an Deine Eltern habe ich alle gelesen und freue mich, dass es Dir gut gefällt. Hast Du schon eine Freundin gefunden? Oder gar einen Freund? – Die Bilder Deiner jetzigen Eltern gefallen mir sehr gut, auch der Sohn sieht sehr gut aus. Hast Du mal wieder an Adi (Kende) geschrieben? Sie wird sich bestimmt freuen, wenn sie Post von Dir bekommt. Wie gefällt es Dir in der Schule und wie ist es dort? Sei herzlichst begrüßt

Von Deiner Jutta (Berliner) (...) Ich wünsche Dir weiter alles Gute und grüße Dich herzlichst Deine Zerline (Meyer) Viele herzliche Grüße Adolf N. (Neumann)«

»(...) Habt Ihr dort ein Radio? Und hast Du dort schon mal getanzt? Schreib' mir mal, was Du den ganzen Tag über anfängst? Wie ist es mit Deinem Englisch? Kannst Du die anderen, und die anderen dich denn schon verstehen? Unsere Karte vom Sonnabend wirst du ja bekommen haben. Wie Du daraus ersiehst, waren Jutta, Walter, Zerline, Adolf und ich wieder mal zusammen, und haben uns was erzählt, und aber auch etwas getanzt! Übrigens habe ich gehört, daß Ruth Korona schon in England ist und Ruth Lindheimer in nächster Zeit dort hin kommen wird. Beide kommen wie Du in nichtjüdische Familien. Aber sie haben es nicht so gut, wie Du. Wie war eigentlich die Reise? Bist Du seekrank geworden, und wie war die Eisenbahnfahrt? Gestern, Sonntag, waren wir in Thale von um 2 – 8 Uhr. Es war sehr heiß. (...) Nun weiß ich für heute nichts mehr zu schreiben, und außerdem will ich noch Platz für Mutti und Papa lassen. Nun Schluß. Viele Grüße und Küsse - Dein Bruder Werner (Cohn).« Am Tag vor dem Kriegsausbruch, am 30. August 1939 schrieb Lillys Freundin Ruth Tuchler aus Halberstadt: »(...) Ida (Edelmand) hat sich nun wohl auch mal bequehmt. Wir ziehen in

den nächsten Wochen in die Schule. Wegen der Auswanderung fragst Du, ich habe nichts. Hat Dich Werner schon besucht? Da ich sonst auf dem Feld arbeiten muss, gehe ich wieder zur Schule und schreibe für Herrn Lundner Noten. So, Unkraut geht nicht ein. Für heute 10.000 Küsse u. noch mehr Küsse – Deine Ottitutti.«

Werner Cohn, Addi Kende, Ruth Korona, Ruth Lindheimer, Adolf Neumann, Walter gelang noch im letzten Moment vor Kriegsausbruch mit Kindertransporten die Flucht nach England.



Zurück blieben: Jutta Berliner (2. Juni 1922), Hermann Blach (26. Mai 1923), Hans Bluhm (7. März 1920), Kurt Bluhm (8. April 1926), Tirza Calm (1921), Siegfried Calm (13. März 1923), Ida Edelmand (30. November 1927), Günther Gottschalk (11. Juni 1927), Elisabeth Joseph (11. Mai 1920), Alfred Korona (5. März 1924), Regina Kowalsky (30. März 1928), Israel Lundner (17. Juni 1927), Sulamith Lundner (2. Februar 1929), Eli Lundner (27. Dezember 1932), Rahel Lundner (25. Februar 1935), Babette Lundner (4. Februar 1937), Mirjam Lundner (12. April 1938), Zerline Meyer (13. August 1924), Marianne Neumann (19. Februar 1927), Helmuth Sondheim (15. November 1932), Ruth Tuchler (2. Juni 1925), Antonia Weinfeld (2. Mai 1925), David Wirth (15. Januar 1930)

Im Laufe der Jahre sind Erinnerungen an die deportierten Kinder und Jugendlichen zusammengetragen worden sowie Fotos und Dokumente, so dass ein Bild von den einzelnen Persönlichkeiten entwickelt werden kann. Für die Erinnerungsarbeit mit Kindern und Jugendlichen heute erlauben die Biografien von damals Gleichaltrigen im gleichen Lebensumfeld Halberstadt einen konkreten Bezug her zu stellen, und die historischen Ereignisse aus dem Abstrakten heraus zu lösen.

Erinnerungsarbeit im besonderen Maße leistet in Halberstadt eine Grundschule. Die städtische Schule war ab 1946 bis Anfang der 1990er Jahre im Gebäude der ehemaligen Jüdischen Schule Halberstadt beheimatet. Die Haschara Zwi, wie die jüdische Schule hieß, hatte seit ihrer Gründung im 17. Jahrhundert einen sehr guten Ruf.

Der letzte Schulleiter war Jakob Lundner, ein gesetzestreuere Jude und strenger Lehrer. Jakob Lundner

und seine Frau Klara hatten sich gegen die Emigration entschieden, da die kränklichen Eltern von Klara nicht in der Lage waren, die Strapazen auf sich zu nehmen, und die Eltern nicht allein zurück bleiben sollten. Jakob und Klara Lundner entschieden sich auch dagegen, ihre sechs Kinder auf einen Kindertransport nach England zu geben, damit zumindest sie in Sicherheit wären. Für die Eltern stand im Vordergrund, dass die Familie zusammen bliebe. Am 12. April wurden Jakob und Klara Lundner mit ihren Kindern Babette, Eli, Israel, Mirjam, Rahel und Sulamith in die Vernichtungslager deportiert. An diesem 12. April hatte Mirjam ihren

vierten Geburtstag. Die städtische Grundschule hat sich 2001 nach Mirjam Lundner benannt, um den Kindern, die heute die Schule besuchen, einen Zugang zu den historischen Ereignissen zu eröffnen.

Von Mirjam gibt es außer ihrer Geburtsurkunde und der Nennung auf der Gestapo-Deportationsliste keinerlei Zeugnis.

Dem nähert sich Michaela Classen an, indem sie ein Mädchen mit den Körperproportionen

einer Vierjährigen, in zeitgenössischer Kinderkleidung in den Raum vor der erkennbaren jüdischen Schule Halberstadt stellt. Ein gesundes Mädchen steht etwas unsicher da, ein blauer Ball findet keine Beachtung. Ihn kann das Mädchen gar nicht wahrnehmen, weil ihr Gesicht von einem weißen Blatt verdeckt ist, das es auch dem Betrachter unmöglich macht, die Gesichtszüge zu sehen. Miriam wird körperlich, ohne die Möglichkeit zu bieten, ihr näher zu kommen. Dieses Porträt soll als einziges aus dem Bilderzyklus heraus gelöst werden und seinen Platz in Halberstadt finden.

Die Ausstellung mit den Arbeiten Michaela Classens erhielt als Titel den Namen des Kinderspiels »Reise nach Jerusalem«. Für dieses Spiel werden Stühle im Kreis angeordnet, ein Stuhl weniger als Teilnehmer mitspielen. Diese stellen sich in einem Kreis außen um den Stuhlkreis herum auf. Ein Spielleiter lässt Musik ertönen, und alle müssen sich im Takt als Kreis um die Stühle bewegen. Wenn der Spielleiter die Musik stoppt, muss jeder Teilnehmer versuchen, sich auf einen Stuhl zu setzen. Der Teilnehmer, der keinen Stuhl gefunden hat, scheidet aus. Nun wird ein Stuhl entfernt, und das Spiel geht weiter. Das Procedere wird so lange wiederholt, bis der Gewinner des gesamten Spiels mit der Besetzung des letzten Stuhls ermittelt ist. Die Herkunft des Spieltitels ist nicht geklärt, jedoch findet er sich auch in anderen Ländern.

In der Zeit des Nationalsozialismus war Jerusalem für die verfolgten Juden realer Fluchtpunkt, es war kein Spiel. Keinen Stuhl zu ergattern, bedeutete den Tod. Diesem Schicksal tragen die Porträts von Michaela Classen Rechnung.

Jutta Dick

– Die Ausstellung ist bis 27. Mai zu sehen.

Der Aufbau, 1934 in New York als Clubzeitung deutsch-jüdischer Emigranten gegründet, avancierte während des Zweiten Weltkrieges vom Vereinsblatt zum Sprachrohr einer ganzen Generation deutschsprachiger Emigranten in den USA. Als eine Zeitung, die zugleich Platz für Wohnungsanzeigen, Tipps für den Neuanfang und literarisch-kulturelle Debatten bot, war sie für viele Flüchtlinge ein letztes Stückchen Heimat und erste Anlaufstelle in der Fremde. Heute wird »unser aller Tagebuch«, dessen Mythos auch schwierige Zeiten überdauerte, mit neuem Gesicht und neuem Ansatz in Zürich herausgegeben.



Unter der Leitung von Dr. Elke-Vera Kotowski sind Potsdamer und Berliner Studierende den Spuren des Aufbau bis in die Gegenwart gefolgt und fanden mehr als eine Geschichte dieses über 75jährigen Zeit(ungs)zeugens.

I M P R E S S U M

Herausgeber

Moses Mendelssohn Stiftung
Sebastianstraße 31
D – 91058 Erlangen
Telefon: 09131-61800
Fax: -618011
kladow@snafu.de

Moses Mendelssohn Zentrum
für europäisch-jüdische Studien
Am Neuen Markt 8
D – 14467 Potsdam
Telefon: 0331-280940
Fax: -2809450
moses@mmz.uni-potsdam.de
www.mmz-potsdam.de

Moses Mendelssohn Akademie
PF 1420, 38804 Halberstadt
Rosenwinkel 18
D – 38805 Halberstadt
Telefon: 03941-606710
Fax: -606713
mma-halberstadt@t-online.de
www.moses-mendelssohn-akademie.de

Redaktion

Dr. Ines Sonder/Moritz Reininghaus

Druck

druckhaus köthen

Bankverbindung

Dresdner Bank
BLZ: 160 800 00
Konto-Nr.: 4200 7575 00

Mit tiefer Bestürzung haben wir erfahren, dass die Germanistin Prof. Dr. Silvia Schlenstedt am 16. März 2011, kurz vor ihrem 80. Geburtstag verstorben ist. Als Mitglied des wissenschaftlichen Beirates zum Projekt »Bibliothek verbrannter Bücher« war Silvia Schlenstedt dem Moses Mendelssohn Zentrum verbunden. Ihre hochgeschätzten Fachkenntnisse und ihr kraftvolles Eintreten für die von den Nationalsozialisten verfolgte Literatur bleiben unvergessen.

Auch der plötzliche Tod der Potsdamer Religionswissenschaftlerin Prof. Dr. Francesca Yardenit Albertini hat am MMZ große Bestürzung ausgelöst. Albertini war am 27. März 2011 im Alter von erst 37 Jahren verstorben. Die Universität Potsdam verliert mit Frau Albertini eine leidenschaftliche Wissenschaftlerin mit außergewöhnlicher Fachkompetenz, deren Offenheit und Menschlichkeit Studierenden wie Kollegen im Andenken bleiben wird.

Das MMZ beteiligte sich auch in diesem Jahr wieder an der »Langen Nacht der Wissenschaft«. Am 28. Mai präsentierte Dr. Elke-Vera Kotowski die Arbeit der Forschungseinrichtung und stellte dabei ihr neues Projekt über ehemalige Synagogen in Brandenburg vor.

Die zum 200. Geburtstag Heinrich Heines erschienene Biographie »Gelebter Widerspruch« (Aufbau Verlag 1997, Nachauflagen 2001-2003) des Literaturwissenschaftlers und ausgewiesenen Heine-Experten, Professor Jochanan Trilse-Finkelstein (Jahrgang 1932) ist kürzlich von Katja Manor ins Hebräische (Ivrit) übersetzt worden und im Resling-Verlag Tel Aviv (2011) erschienen.

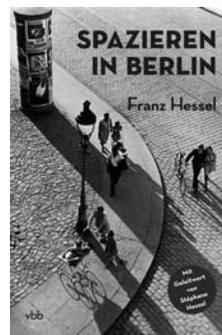
Mit Hildegard Hamm-Brücher wird am 16. Juni eine für die deutsche Nachkriegspolitik prägende streitbare Liberale mit der Moses Mendelssohn-Medaille ausgezeichnet. Die Festveranstaltung im Münchner Rathaus beginnt um 17 Uhr, die Laudatio hält Dr. Rachel Salamander.

Anmeldung unter Telefon 0331/28094-0

Die MMA Halberstadt ist auch 2011 wieder Partner der Halberstädter Domfestspiele, die alljährlich vom St. Stephanus Dom, dem Nordharzer Städtebundtheater und dem Philharmonischen Orchester Wernigerode veranstaltet werden.

- Mittwoch, 1. Juni (19.30 Uhr): Gartensaalkonzert in Mahndorf – Kommentiertes Konzert zu Leben und Schaffen der Sängerin Pauline Lucca.
- Freitag, 3. Juni (19.30 Uhr): Ausstellungseröffnung in der Klausssynagoge, Rosenwinkel 18 – »Ich lebe in meinem Mutterland Wort« (Rose Ausländer). Bilder und Collagen von Helga von Loewenich zu Gedichten von Rose Ausländer, Hilde Domin, Selma Meerbaum-Eisinger und Gertrud Kolmar.
- Freitag, 17. Juni (19.30 Uhr): Konzert in Klausssynagoge, Rosenwinkel 18 – Die Gruppe »Pankraz« führt Vertonungen von Gedichten der Dichterinnen Rose Ausländer, Hilde Domin, Selma Meerbaum-Eisinger und Gertrud Kolmar auf.

Ein »Lehrbuch der Kunst, in Berlin spazieren zu gehen« nannte der Franz Hessel 1929 sein Buch »Spazieren in Berlin«. Als aufmerksamer Beobachter schlendert Hessel durch das lärmende Berlin der 1920er Jahre, läuft über Plätze, durch Straßen, Fabriken und Parks, besucht den Osten mit seinen Hinterhöfen und Markthallen, den Westen mit seinen Nachtcafés und Amüsiertempeln, macht sich mit Spürsinn in die stilleren Winkel auf und entdeckt auch abseits Gelegenes. Im Flanieren streut er passend zu den Gegenständen seiner Betrachtung Interessantes aus der Geschichte Berlins ein und umgibt so die Berliner Stadtlandschaft mit einem einzigartigen Zauber.



Eingeleitet durch sehr

persönliche, einfühlsame Worte des Sohnes Stéphane Hessel und durch ein editorisches Vorwort des Herausgebers Moritz Reininghaus, folgt der Text der nun erschienenen Ausgabe von »Spazieren in Berlin« der Originalausgabe von 1929. Der Germanist Prof. Dr. Bernd Witte, Herausgeber der Hessel-Gesamtausgabe, setzt in seinem kenntnisreichen Nachwort »Spazieren in Berlin« in Beziehung zu Hessels Gesamtwerk und benennt den Stellenwert des Buches als eines der wichtigsten Werke der modernen Metropolenliteratur.

Franz Hessel: Spazieren in Berlin. Neu herausgegeben von Moritz Reininghaus, mit einem Geleitwort von Stéphane Hessel. Verlag für Berlin-Brandenburg 2011. 240 Seiten, 19,90 Euro.

Klaus Gerhard Saur ist ein immer wieder gern gesehener Gast im MMZ. Am 12. Mai 2011 referierte er über die »Deutschen Verleger in der Emigration von 1933-1945«. Saur, der mit seinem gleichnamigen Verlag einst bis London, Paris und New York expandierte und sich später auch beim de Gruyter Verlag engagierte, gab diesmal einen fundierten Einblick in die Situation und das Wirken jener 1.500 Verleger und Buchhändler, die das Land nach 1933 aus freien Stücken oder gezwungenermaßen verließen.

Der Referent erinnerte an Persönlichkeiten wie Gottfried und Brigitte Bermann Fischer, Kurt Wolff und Theodor Schocken, die alle rechtzeitig die Konsequenzen gezogen hatten und im neuen Umfeld um ihren Leserkreis kämpften. Rund 600 deutschsprachige Verlagshäuser entstanden im Exil. Zu den bekanntesten gehörten »El libro libre« in Mexiko – wo sich auch Anna Seghers engagierte –, der Karger-Verlag in Basel und der Querido-Verlag in Amsterdam. In den USA gelang einigen Emigranten sogar der »große Wurf«, so beispielsweise Walter Johnsohn, der »Academic Press« gründete, und Kurt Enoch, der mit der »New American Library« den ersten amerikanischen Taschenbuchverlag etablierte.

In deutscher Sprache erschienen jenseits des »Dritten Reiches« rund 6.000 Titel, doch bisher hat sich laut Klaus Gerhard Saur niemand die Mühe gemacht, eine Komplet-Bibliographie zu erstellen. Eine Dissertation zum Thema dürfte sich lohnen.